



PUBLICUM

MEISTERKAMMERKONZERTE INNSBRUCK 25|26

MUSIKMAGAZIN 01



**KLINGENDE
SEELENNÄHRUNG**
Trio Orelon

INHALT

3

KLINGENDE SEELENNÄHRUNG

Trio Orelon

4

SYMPHONISCHE STERNSTUNDEN

Kammerorchester Basel, Heinz Holliger, Dmitry Smirnov

6

GEGEN DIE GEWOHNHEITEN

Les Siècles, Ustina Dubitsky, Isabelle Faust

8

DER KLANG EINER WUNDERBAREN FREUNDSCHAFT

Nils Mönkemeyer, William Youn

9

EIN FAIBLE FÜR DIE SEINE-METROPOLE

Quatuor Van Kuijk

11

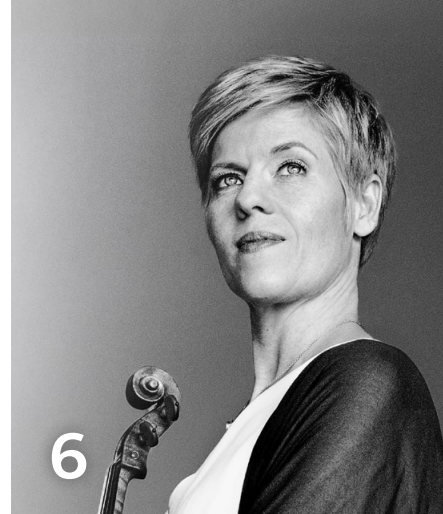
EIN FEST DER MELODIEN

Gürzenich Orchester Köln, Andrés Orozco-Estrada, Andreas Brantelid

12

FINE.

Märchenklänge im Konzertsaal



  [meisterkammerkonzerte.at](https://www.meisterkammerkonzerte.at)

Impressum: Herausgeber und Veranstalter: Meister&Kammerkonzerte Innsbruck, Innsbrucker Festwochen der Alten Musik GmbH, Universitätsstraße 1, 6020 Innsbruck, Österreich, T +43 512 571032, meisterkammer@altmusik.at; **Kaufmännischer Direktor:** Dr. Markus Lutz; **Künstlerische Direktorin:** Eva-Maria Sens; **Redaktion:** Christian Moritz-Bauer, Simon Lehner, Leonie Schiessendoppler; **Texte:** Christoph Irrgeher; **Marketing:** Anja Falch; **Fotos:** Anna Tena (S. 1), Felix Broede (S. 2 o.), Dirk Bruniecki (S. 2 m.), Marios Taramides (S. 2 u.), Anna Fiolka (S. 3), Classeek (S. 4), Matthias Müller (S. 5 o., u.), Cyprien Tollet (S. 6), Marco Borggreve (S. 7), Irène Zandel (S. 8 o., u.), Svend Andersen (S. 9), Sylvain Gripoix (S. 10), Marios Taramides (S. 11 o.), Julia Sellman (S. 11 u.); Trotz Recherche kann es sein, dass nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden konnten, gerne gelten wir etwaige Ansprüche marktüblich ab; **Konzeption & Design:** Citygrafic, Innsbruck; **Druck:** Alpina Druck GmbH, Innsbruck, Diese Ausgabe wurde klimaneutral gedruckt. Näheres zum unterstützten Klimaschutzprojekt finden Sie unter climatePartner.com/13973-2508-1008. Offenlegung gemäß §25, Mediengesetz: Das Magazin gibt Auskunft über die Veranstaltungen der Meister&Kammerkonzerte Innsbruck. Alle Rechte vorbehalten. Termin-, Programm- und Besetzungsänderungen sowie Satz- und Druckfehler vorbehalten.



Wir danken unseren Subventionsgeber*innen.



**INNS'
BRUCK**

KLINGENDE SEELENNAHRUNG

Das Trio Orelon – sein Name bedeutet in der Kunstsprache Esperanto „ins Ohr“ – beehrt Innsbruck mit einem abwechslungsreichen Musikaufgebot. Die Bandbreite reicht von einem späten Meisterwerk Joseph Haydns bis zu Zeitgenössischem.

Flotte Karriere

Vor acht Jahren ist das Klaviertrio Orelon auf der Bildfläche erschienen. In diesen Jahren hat die internationale Karriere der drei Talente bereits Gestalt angenommen. Ausschlaggebend dafür: 2023 haben die Geigerin Judith Stapf, der Cellist Arnau Rovira i Bascompte und der Pianist Marco Sanna fünf Auszeichnungen beim ARD-Wettbewerb abgeräumt – darunter den Haupt- und den Publikumspreis. In Folge hat sich der Konzertkalender des Ensembles „sehr gefüllt, wir wurden in renommierte Säle eingeladen – ein Traum für uns“, erzählte Cellist Rovira i Bascompte heuer in einem Interview mit dem NDR. Wie das Ensemble zu seinem Namen gekommen ist? Es war die Idee von Judith Stapfs Mutter, die ein wenig recherchiert und den dreien das Esperanto-Wort ‚Orelon‘ vorgeschlagen hatte. Das fand rasch Zustimmung: „Esperanto als Weltsprache, genau wie Musik, schien uns eine schöne Verbindung“, sagte die Geige spielende Tochter dazu im erwähnten NDR-Gespräch. „Wir mochten einfach den Klang von ‚Orelon‘. Es ist der Akkusativ von ‚Ohr‘ und bedeutet wörtlich ‚ins Ohr‘“.

Auf der Bühne begeistert das Trio aus Deutschland nicht nur durch reinen Ohrenschmaus, sondern auch durch Programme mit Anspruch. So führt das bevorstehende Konzert in Innsbruck durch nicht weniger als drei Jahrhunderte, beginnend mit einer reifen Partitur von „Papa Haydn“. Der hatte in den 1790er Jahren auf seiner zweiten Englandreise, begeistert von den neuen Hammerklavieren der Insel, eine weitere Serie von Klaviertrios geschrieben. Sein A-Dur-Trio Hob. XV:18 nutzt die Klangfülle der britischen Instrumente, punktet aber auch mit Grazie – etwa im gefälligen Mittelsatz, der Erinnerungen an Mozarts Klavier-Rondo KV 511 weckt.

Überirdisch schön

Das Herzstück des Konzertabends stammt dagegen vom lettischen Zeitgenossen Pēteris Vasks. Der sieht seine Kernaufgabe als Tonkünstler darin, „der Seele Nahrung zu geben“ – und bringt dies in seinem Werk „Episodi e Canto perpetuo für Violine, Violoncello und Klavier“ aus dem Jahr 1985 zweifellos zustande. Das rhythmische Feuer dieser Musik, die Eindringlichkeit der

Melodiebögen fesseln das Publikum verlässlich. Und schlussendlich stellt sich ein musikalisches Idyll ein: Die Streicher lassen einen Gesang erblühen, so überirdisch süß und schön wie in manchem Stück von Olivier Messiaen. Ein Vergleich, der nicht von ungefähr kommt – hat Vasks sein Werk doch dezidiert dieser Schlüsselfigur der französischen Moderne gewidmet.

Sein Ende findet der Abend mit Tonkunst von Anton Arensky. Der hatte einst in Russland eine Musik geschrieben, die unüberhörbar an den Partituren seines Freundes und Vorbildes Tschaikowsky geschult war – und von diesem reichlich Lob und Unterstützung empfing. Nicht unverständlich, zeichneten sich Arenskys Meisterwerke doch ebenfalls durch ein hohes Maß an Melodienseligkeit und romantischem Überschwang aus. Das gilt nicht zuletzt für sein d-Moll-Trio, das in den Konzertsälen bis heute immer wieder ans Licht geholt wird – und Lust macht, mehr Musik aus der Feder des früh verstorbenen Melodien-schmiedes und Lehrers von Rachmaninow und Skrjabin wiederzuentdecken.



TRIO ORELON

DO 16.10.2025 · 19.30 Uhr

TRIO ORELON

JUDITH STAPF

Violine

ARNAU ROVIRA I BASCOMPTE

Violoncello

MARCO SANNA

Klavier

JOSEPH HAYDN

Klaviertrio A-Dur Hob. XV:18

PĒTERIS VASKS

Episodi e Canto perpetuo für Violine, Violoncello und Klavier (1985)

ANTON ARENSKY

Klaviertrio Nr. 1 d-Moll op. 32

Haus der Musik Innsbruck, Großer Saal

SYMPHONISCHE STERNSTUNDEN

Das Kammerorchester Basel bestreitet in Innsbruck einen reinen Schumann-Abend – am Dirigentenpult steht die Koryphäe Heinz Holliger, der Jungvirtuose Dmitry Smirnov schultert die Sologeige.

Idealer Advokat

Einen besseren Fürsprecher hätte sich Robert Schumann nicht wünschen können. Heinz Holliger beschäftigte sich nicht nur seit seiner Jugend (in absoluten Zahlen: seit mittlerweile rund 60 Jahren) intensiv mit dem Werk des Deutschen. Der Schweizer Komponist, Dirigent und Oboist, heuer 86 geworden, hat im Laufe seiner Karriere bahnbrechende Alben herausgebracht – Einspielungen, die das hartnäckige Vorurteil widerlegen, Schumann hätte abseits seiner genialen Klaviermusik und Lieder nichts von Wert vollbracht, schon gar nicht auf orchestralen Gebiet.

In Innsbruck bestreitet Holliger nun einen reinen Schumann-Abend mit dem Kammerorchester Basel. Den Beginn macht die Vierte Symphonie – die eigentlich Zweite Symphonie heißen müsste. Schließlich war sie im Anschluss an Schumanns Debüt in dem Genre entstanden. Doch während die Erste, sogenannte „Frühlings-Symphonie“ das Publikum entzückt hatte, reagierte es auf die Uraufführung des Nachfolgers in d-Moll eher kühl. Auch ließ sich dafür kein Verleger finden – weshalb Schumann das Werk fürs Erste in die Schublade schob. Erst rund zehn Jahre später, nachdem seine Dritte Symphonie reüssiert hatte, grub er das weggelegte Stück wieder aus und instrumentierte es deutlich üppiger. „Besser und wirkungsvoller“ sei der Sound nun, fand Schumann. Tatsächlich erreichte die Symphonie in dieser Version (die auch in Innsbruck erklingen wird) den erhofften Beifall.

„Beziehungszauber“

Erstaunlich ist an der Vierten aber vor allem ihr Aufbau: Schumann komponierte die damals übliche Anzahl von vier Sätzen, setzte diese aber nicht durch Pausen voneinander ab, sondern ließ die Teile nahtlos ineinander übergehen. Die Absicht: ein geschlossenes, großes Ganzes. Diesem Ziel arbeitet auch eine Vielzahl von Querverbindungen

zu: Nicht nur sind die Rahmensätze thematisch miteinander verknüpft, auch ist es der langsame Werkbeginn mit der Romanze und diese wiederum mit dem Scherzo. Ein „Beziehungszauber“, um ein Wort von Thomas Mann zu verwenden – auch wenn dieser damit eigentlich Wagners „Ring des Nibelungen“ charakterisiert hatte.

In der Konzertmitte ertönt ein Werk von wechselvoller Geschichte: Während die „Phantasie für Violine und Orchester“ bei ihrer Premiere Applaus einstreifte, fiel das Stück nach Schumanns Tod in Ungnade. Es sei ein „Gemälde von düsterer Färbung“, hieß es nun mit Blick auf die Gemütskrankheit des Tonsetzers, ein „Gelegenheitswerk“ von mäßiger Qualität. Ein frappanter Irrtum, gelang Schumann hier doch Bahnbrechendes – nämlich ein gehaltvolles Virtuosenstück ohne unnötigen Ballast und Längen: In lediglich 15 Minuten gelangt diese Musik, bald schneidend vorandrängend, bald lyrisch innehaltend, an ihr Ziel. In Auftrag gegeben hatte sie kein Geringerer als Joseph Joachim – der Wundergeiger, der bereits im zarten Alter von zwölf Jahren bewiesen hatte, dass Beethovens Violinkonzert entgegen der damaligen Meinung nichts Geringeres als ein Geniestreich war. Um Schumann zu einem vergleichbaren Meisterwerk anzuregen, schickte ihm der mittlerweile 22-Jährige eine Partitur des vormals umstrittenen Konzerts – begleitet von den Worten: „Möchte doch Beethovens Beispiel Sie anregen, den armen Violinspielern, denen es (...) so sehr an Erhebendem für ihr Instrument fehlt, aus Ihrem tiefen Schacht ein Werk an's Licht zu ziehen.“

In Innsbruck übernimmt den Solopart der „Phantasie“ Dmitry Smirnov. 1994 in St. Petersburg geboren, verbindet ihn eine bereits längerfristige Partnerschaft mit dem Kammerorchester Basel: 2019 hatte Smirnov, damals noch Student, im Rahmen eines Nachwuchsprojekts mit dem



DMITRY SMIRNOV



DI 28.10.2025 · 19.30 Uhr

KAMMERORCHESTER BASEL

HEINZ HOLLIGER

Dirigent

DMITRY SMIRNOV

Violine

ROBERT SCHUMANN

Sinfonie Nr. 4 d-Moll op. 120
(Fassung 1851)

Phantasie für Violine und Orchester
C-Dur op. 131

Symphonie Nr. 3 Es-Dur op. 97 „Rheinische“

Congress Innsbruck, Saal Tirol

Klangkörper arbeiten dürfen; vier Jahre später kehrt er als aufstrebender Profi zurück. Es ist übrigens auch eine Rückkehr nach Innsbruck, hat Smirnov das Publikum doch gerade erst beim 1. Ambraser Schlosskonzert bei den heurigen Innsbrucker Festwochen der Alten Musik begeistert.

Gewinnend eingängig

Das Gastspiel aus Basel endet mit einem unumstrittenen Hit aus Schumanns Feder, nämlich der Dritten Symphonie, genannt die „Rheinische“. Ihren Erfolg verdankt sie nicht zuletzt griffigen Melodien: Versprüht der eingängige Kopfsatz Optimismus, verströmt

das Scherzo Behaglichkeit, das Intermezzo beschauliche Lyrik. Nach den strengen Choralclängen des Folgesatzes kehrt im Finale die Fröhlichkeit zurück – und damit auch jene Liebesswürdigkeit, die Schumanns Musik, trotz der dunklen Stunden dieses Komponisten, so sehr auszeichnet.

KURZINTERVIEW DMITRY SMIRNOV

Publicum: Sie übernehmen den Solopart in Schumanns „Phantasie für Violine und Orchester“: ein knappes, doch musikalisch reiches Virtuosenstück. Was mögen Sie daran?

Dmitry Smirnov: Schumanns Fantasie ist wie ein Mini-Konzert, fast wie eine Beta-Version dieses Genres. Nicht, dass es ihr an Qualität mangelt – ganz im Gegenteil: Sie zu spielen oder zu hören bereitet sehr viel Freude. Manchmal ist ihre kompositorische Gestaltung sogar radikaler als in Schumanns Violinkonzert in d-Moll. Wenn Sie etwas Ähnliches aus Schumanns Welt entdecken möchten, hören Sie sich „Paradies und die Peri“ an – ein Werk, das selbst heute noch viel zu selten gespielt wird.

Sie leben in Basel, sind mit dem Kammerorchester Basel und Dirigent Heinz Holliger seit Jahren verbunden. Wie vertraut fühlen sich gemeinsame Auftritte mittlerweile an, wie gut eingespielt sind Sie aufeinander?

Heinz 2016 kennenzulernen war wunderbar. Während eines Projekts spielten wir zusammen Kammermusik, und ich sah ihn an einem Stück arbeiten, das er für verschiedene Instrumente komponiert hatte, darunter auch die eher seltene Glasharmonika. Ich glaube, das Stück hieß „Sons d'Or“ und war Aurélien Nicodet gewidmet. Es klang für mich völlig neu. Später im Programm gab es Musik von W. A. Mozart sowie eine Reihe weiterer Stücke, die Heinz meisterhaft interpretierte. Er war sehr anspruchsvoll – er wusste genau, welchen Klang er von den Musikern wollte, sei es im Orchester oder in der Kammermusik.

Als ich später als Solist mit ihm zusammenarbeitete und wir gemeinsam eine CD aufnahmen, erinnerte ich mich daran, wie er niemals aufgab, die Persönlichkeit eines Komponisten zu verstehen. Von ihm lernte ich, eine tiefe Neugier für das Leben der Komponisten und ihre Beziehung zur Welt und zur Menschheit zu entwickeln. Für Heinz war dieser Aspekt untrennbar mit der Musik selbst verbunden. Ich freue mich sehr auf dieses besondere Schumann-Programm. Wir hoffen, dem Publikum ein reichhaltiges und lebendiges Bild von Schumann vermitteln zu können.

Ihr „modernes“ Repertoire geht weit über die bekannten Violinkonzerte hinaus und umfasst auch Genrebeiträge von Martinů, Schönberg und Ligeti. Brauchen Sie Abwechslung? Lieben Sie es, Ihr Repertoire zu wechseln?

Einige Komponisten führten faszinierende Leben; etwas über sie zu erfahren ist für mich wie das Lesen eines guten Romans. Deshalb liebe ich es, neue Musik zu suchen und vom Blatt zu spielen. Hinter jedem Stück steckt eine völlig andere Geschichte.

Derzeit lerne ich die Konzerte von Schönberg und Ligeti und hoffe, sie bald aufführen zu können. Ich habe auch ein neues Konzert entdeckt, das ich in den kommenden Spielzeiten präsentieren werde.

**DMITRY
SMIRNOV**





GEGEN DIE GEWOHNHEITEN

Das Originalklang-Orchester Les Siècles gastiert in Innsbruck mit zwei revolutionären, bahnbrechenden Werken des frühen 19. Jahrhunderts: Beethovens Violinkonzert und Berlioz' „Symphonie fantastique“.

LES SIÈCLES

Eilig komponiert

Wie viel Schweiß im Lauf der Jahrhunderte vergossen wurde, weil Komponist*innen ihre Abgabefristen bis zur letzten Sekunde ausreizten, ist nicht überliefert. Es dürften beträchtliche Mengen gewesen sein. Für einige Tropfen davon sorgte wohl auch das Debüt von Beethovens Violinkonzert: Die Partitur wurde nämlich erst zwei Tage vor der Uraufführung fertig. Die Folge: Franz Clement, Widmungsträger, Auftraggeber und Solist des Werks, soll seinen Part am Premierenabend vom Blatt gespielt haben. Ein Detail, das dem Konzert vom 23. Dezember 1806 im Theater an der Wien Berühmtheit sicherte.

Weniger berühmt las sich allerdings die Kritik der „Wiener Theaterzeitung“ auf den Abend. Darin war zwar von „mancher Schönheit“ des neuen Werks die Rede, aber auch von Mängeln. Der Rezensent vermisste

klare Strukturen und stieß sich an der „unendlichen Wiederholung einiger gemeinen Stellen“.

Fehlte diesem Violinkonzert vielleicht wirklich die sonstige Meisterschaft Beethovens? Tatsache ist, dass das Werk von Anfang an mit heißer Nadel gestrickt worden war. Frühestens im November hatte Beethoven mit der Niederschrift begonnen, die Partitur in nicht mehr als fünf Wochen erstellt – ein absoluter Schnellschuss. Tatsächlich war dann auch Beethoven nachträglich nicht vollauf mit dem Werk zufrieden. Bevor die Noten 1808 in Druck gingen, legte er noch einmal Hand an die Partitur. Allerdings: Er nahm dabei keine Änderungen im großen Stil vor. Beethoven begnügte sich damit, an der Partie der Sologeige zu feilen, ihr mehr Raffinesse und Fluss zu verleihen. Damit war der Optimierungsprozess für ihn abgeschlossen.

Vom Machwerk zum Meisterwerk

Die Musikszene hielt Beethovens Violinkonzert dagegen für missglückt – und behandelte es stiefmütterlich. Die Partitur galt als Verirrung, war wenige Jahrzehnte später weitgehend in Vergessenheit geraten. Das sollte sich erst ändern, als ein Wundergeiger namens Joseph Joachim die Bildfläche betrat und mit dem vermeintlichen Machwerk brillierte. Befeuert durch seine Bravourauftritte fand das Stück ab 1844 doch noch den Weg auf die Spielpläne – und galt allmählich als das Meisterwerk unter den Violinkonzerten und damit auch als Referenzpunkt für den Genrebeitrag von Johannes Brahms.

Warum aber die vorherige jahrzehntelange Geringschätzung? Es lag wohl auch daran, dass Beethoven, wie so oft, die Hörgewohnheiten seiner Zeit enttäuschte – und mit seinem Violinkonzert Neuland betrat. Der Solo-Part verzichtet nicht nur auf virtuellen Zierrat um seiner selbst willen. Das Stück bricht auch mit einer anderen Norm: Beethoven stellt nicht die Solo-Geige allein ins Rampenlicht; die Violine tritt hier vielmehr als Primus inter pares mit einem gleichberechtigten Orchester in Dialog.

„Bei Beethoven ist der Orchestersatz so glasklar geschrieben, dass man genau darauf achten muss, wo man seine Noten hinsetzt.“

ISABELLE FAUST

Wenn das vielgerühmte Originalklang-Orchester Les Siècles gemeinsam mit Stargeigerin Isabelle Faust Mitte November in Innsbruck gastiert, bringt es auch den erwähnten Geniestreich zur Aufführung. Faust liebt das Werk nicht zuletzt für sein Klangbild: „Das ist anders als beim Brahms-Konzert, wo es wilder zugeht und der Orchestersatz auch dicker ist. Bei Beethoven ist er so glasklar geschrieben, dass man wirklich ganz genau darauf achten muss, wo man seine Noten hinsetzt.“ Fausts Stradivari, die „Dornröschen“ von 1704, sei für diese Aufgabe goldrichtig: „Es ist eine Geige, die sehr in die Eleganz hineinarbeitet und in den Himmel schweben möchte.“

Im Drogenrausch

Das Orchester aus Frankreich stimmt in Innsbruck aber noch ein anderes, revolutionäres Werk an – die „Symphonie fantastique“. Das Jugendwerk, das sich ein unglücklich verliebter Hector Berlioz 26-jährig vom Herzen schrieb, feierte bei seiner Uraufführung 1830 einen Sensationserfolg. Das hat mehrere Gründe. Nicht nur überwältigte die „Fantastique“ mit buchstäblich unerhörten, spektakulären Soundeffekten, sie traf auch den romantischen Zeitgeist. Der Symphonie liegt eine Handlung zugrunde,

die einen leidend-liebenden Künstlergenius ins Zentrum rückt: „Ein junger Musiker von krankhafter Empfindsamkeit und glühender Phantasie hat sich in einem Anfall verliebter Verzweiflung mit Opium vergiftet“, schreibt Berlioz im Beipacktext zu seinem Werk. Und weiter: „Zu schwach, den Tod herbeizuführen, versenkt ihn die narkotische Dosis in einen langen Schlaf, den die seltsamsten Visionen begleiten.“ Diese Träume ziehen sich über fünf symphonische Sätze, durch die ein musikalisches Ebenbild der Geliebten schwebt – eine anmutige Melodie, die sogenannte „idée fixe“.

Im Kopfsatz taucht sie erstmals auf, von Flöte und Violinen intoniert; im Folgesatz mutiert das Thema zur galanten Walzermelodie. Nach einem weitgehend idyllischen Adagio nimmt das Geschehen bizarre Züge an: Der Protagonist meint, die Geliebte ermordet zu haben und fantasiert seine Hinrichtung herbei. Der abschließende fünfte Satz, der „Hexensabbat“, erreicht mit grellen Bläsaussätzen und harschen Harmonien ein Höchstmaß an jenseitiger Extravaganz. Wie bizarr das auf das Urauführungspublikum gewirkt haben muss? Kaum auszudenken. Am nächsten kommt dieser Erstbegegnung wohl eine Aufführung durch Les Siècles: ein Orchester, dessen markanter Originalklang die Intensität der Pariser Premiere ahnen lässt.

„Es ist eine Geige, die sehr in die Eleganz hineinarbeitet und in den Himmel schweben möchte.“

FAUST ÜBER DIE STRADIVARI „DORNRÖSCHEN“.

MO 17.11.2025 · 19.30 Uhr
LES SIÈCLES

USTINA DUBITSKY
Dirigentin

ISABELLE FAUST
Violine

LUDWIG VAN BEETHOVEN
Konzert für Violine und Orchester
D-Dur op. 61

HECTOR BERLIOZ
Symphonie fantastique
Épisode de la vie d'un artiste op. 14

Congress Innsbruck, Saal Tirol



Systemen und Ideologien hat György Ligeti gründlich misstraut – nicht nur politisch, auch musikalisch. Das machte den Mann aus Siebenbürgen, der nach dem ungarischen Volksaufstand 1956 in Wien eine neue Heimat fand, zu einem der faszinierendsten Komponisten des 20. Jahrhunderts. Mit einem Klangflächenstück – einem Komponier-Stil, den Ligeti gleichzeitig mit dem Österreicher Friedrich Cerha erfand – brachte er es gar zu Weltruhm: Filmlegende Stanley Kubrick setzte in seinem Science-Fiction-Klassiker „Odyssee 2001“ Ligetis „Atmosphères“ ein – ohne allerdings den Künstler davor um Erlaubnis zu fragen.

François-Xavier Roth und das Ensemble Les Siècles haben Schlüsselwerke Ligetis in bestechender Qualität auf einer neuen CD eingespielt. Zu hören ist hier etwa das Klavierkonzert aus den 1980er Jahren, das durch drängende Rhythmen und sphärisch schwebende Harmonien begeistert (Klavier: Jean-Frédéric Neuburger). Ein weiteres Highlight: Das Violinkonzert, das innerhalb von 30 Minuten eine musikalische Zeitreise vom Mittelalter bis in die Ära der Romantik unternimmt und mit der virtuoson Isabelle Faust an der Sologeige auftrumpft. Zudem enthalten: Ligetis frühes „Concert Romanesc“, das noch hörbar auf den folkloristischen Spuren seines Landsmanns Béla Bartók wandelt und mit seinen Tanzrhythmen packt.

Isabelle Faust, Jean-Frédéric Neuburger, François-Xavier Roth, Les Siècles: Ligeti – Violin, Piano & Românesco Concertos

© harmonia mundi (2025)



ISABELLE FAUST

DER KLANG EINER WUNDERBAREN FREUNDSCHAFT

Deutschlands Viola-Star Nils Mönkemeyer und sein pianistischer Langzeitpartner William Youn bringen romantische Kammermusik nach Innsbruck – und spannen einen Bogen von Schumann bis zu den Tönen von Morton Feldman.

NILS MÖNKEMEYER

Wie Pech und Schwefel

Seinem jugendlichen Gesicht ist es nicht anzusehen: Nils Mönkemeyer, Deutschlands meistgerühmter Bratschist, hat bereits einige Profi-Jahrzehnte absolviert. Der Mann aus Nordrhein-Westfalen, 1978 geboren, ist mit mehr als einem Dutzend Preisen überhäuft worden und mit etlichen Klassik-Größen auf der Bühne gestanden, darunter Dirigenten wie Kent Nagano und Virtuosinnen wie Sabine Meyer.

Eine besondere Freundschaft verbindet ihn mit dem südkoreanischen Pianisten William Youn. Die beiden sind auf den Kammermusikbühnen wie Pech und Schwefel, bestreiten seit 17 Jahren gemeinsame Auftritte. Buntscheckig das Repertoire dieses Duos: Neben einer Leidenschaft für Klassik und Romantik lassen sich die beiden auch auf zeitgenössische, eigens für sie verfasste Musik ein – etwa von Konstantia Gourzi oder Manfred Trojahn.

Im November gastiert das Duo im Haus der Musik Innsbruck. Passend, dass dabei auch Musik zu Gehör kommt, die sich einer Künstlerfreundschaft verdankt. 1853 hatte ein gut gelaunter Robert Schumann die Idee, dem Geiger Joseph Joachim eine Violinsonate zu widmen. Die Musik sollte nicht nur von ihm stammen: Schumann bat auch seinen Schüler Albert Dietrich und den jungen Johannes Brahms um Einzelsätze. Als roter Faden sollte das Motiv aus den Tönen F.A.E. in allen Stücken auftauchen und auf Joachims (bisheriges) Lebensmotto „Frei, aber einsam“ anspielen. Gesagt, getan: Es entstand eine Sonate auf hohem Niveau. Ein Highlight darin ist das feurige Scherzo des jungen Brahms.

Späte Klarinettenliebe

Überhaupt dominiert Musik aus seiner Feder den Konzertabend von Youn und Mönkemeyer (abgesehen von zwei knappen Stücken aus der Hand Schumanns und Morton

Feldmans). Zum einen gelangen Brahms späte Intermezzi op. 117 zu Gehör: Klaviermusik von fast impressionistischer Zartheit, melancholisch getönt und ohne eine Note zu viel. Zum anderen erklingt die Sonate für Klavier und Klarinette (oder Viola) op. 120/2 – das letzte Kammermusikwerk des rauschebärtigen Romantikers, entstanden dank eines glücklichen Zufalls. Eigentlich hatte Brahms bereits 1890 mit einem Rückzug in die Pension geliebäugelt. Die Begegnung mit dem Thüringer Klarinettenisten Richard Mühlfeld versetzte ihn dann aber in einen veritablen Schreibrausch und ließ vier Werke bis hin zur Es-Dur-Sonate für den virtuoson Bläser entstehen – Werke, die Brahms dann auch öfters mit dem geschätzten Mühlfeld zur Aufführung brachte. Wer weiß: Wäre der ergraute Komponist nicht 1897 verstorben und der Klarinetist etwas später – es hätte sich vielleicht auch diese Partnerschaft zu einer wunderbaren, dauerhaften Künstlerfreundschaft entwickeln können.



WILLIAM YOUN

MI 19.11.2025 · 19.30 Uhr

NILS MÖNKEMEYER

Viola

WILLIAM YOUN Klavier

ROBERT SCHUMANN

Adagio und Allegro As-Dur op. 70
(Fassung für Klavier und Viola)

JOHANNES BRAHMS

Drei Intermezzi op. 117

ALBERT DIETRICH / ROBERT SCHUMANN / JOHANNES BRAHMS
F.A.E. Sonate (1853), Sätze 1–3
(bearb. für Viola und Klavier)

MORTON FELDMAN
The Viola in My Life III (1970)

JOHANNES BRAHMS
Sonate Es-Dur op. 120 Nr. 2
für Klarinette (oder Viola) und Klavier

Haus der Musik Innsbruck, Großer Saal

EIN FAIBLE FÜR DIE SEINE-METROPOLE

Das Quatuor Van Kuijk zollt Paris Tribut – aber nicht mit impressionistischen Schlüsselwerken von Ravel und Debussy, sondern weitgehend mit eleganten Arrangements. Live trumpft die Gruppe zudem mit Haydn und Mendelssohn auf.

Lieder ohne Worte

Was tun, wenn man die zentralen Streichquartette des Impressionismus auf- und abgespielt hat, aber der Hunger auf einschlägiges Repertoire aus Paris nicht nachlässt? Das Quatuor Van Kuijk, benannt nach seinem Primgeiger Nicolas van Kuijk, hat eine Lösung dafür gefunden. Auf dem aktuellen Album „Impressions parisiennes“ (Alpha) fischen die vier Herren in fremden Teichen: Sie spielen keine herkömmliche Quartett-Literatur, sondern haben musikalische Kleinode, die ursprünglich nicht für Streichensembles gedacht waren, für ihre Zwecke elegant arrangieren lassen. Eine Quelle dafür: Kunstlieder aus französischer Feder. Auf dem Album verwandeln sie sich in betörende Lieder ohne Worte. „Das Schlüsselwort für dieses Programm ist Vergnügen. Wir haben nicht versucht, einen logischen Zyklus zu erschaffen, sondern vielmehr eine Art Zusammenstellung unserer Lieblingsstücke, ohne dramatischen Ernst“, so Sylvain Favre-Bulle, Sekundgeiger des Quartetts.

Einer der gewürdigten Komponisten: Gabriel Fauré, Schlüsselfigur der Pariser Musikszene an der Schwelle zur Moderne. Seine

bittersüße „Berceaux“ berührt, auch wenn Streicher statt einer Stimme die Melodie singen. Ebenfalls erfreulich, dass auf dem Album eine Handvoll Lieder von Francis Poulenc erklingt: Seine Vokalmusik erfreut mal mit keckem Esprit, mal mit versonnener Lyrik oder auch einem regelrechten Ohrwurm im Walzertakt („Les chemins de l'amour“ / „Die Wege der Liebe“).

„Das Schlüsselwort für dieses Programm ist Vergnügen.“

SYLVAIN FAVRE-BULLE

Für sein Album hat das Quatuor Van Kuijk (nebst einer Ersteinspielung) aber auch ein populäres Kleinod der Instrumentalmusik eingespielt, nämlich die „Pavane pour une infante défunte“ („Pavane für eine tote Prinzessin“) von Maurice Ravel. 1899 ursprünglich als Klavierstück konzipiert, reüssierte die feenzarte Melodie bald in den Pariser Salons – und erfreute sich dort solcher Beliebtheit,

dass sie ihrem Verfasser allmählich suspekt wurde. Doch so sehr Ravel seinen eigenen Ohrwurm zu verachten begann: Zehn Jahre später hat er ihn, wohl aus finanziellen Gründen, ein weiteres Mal veröffentlicht, diesmal in einer Orchesterversion. In dieser Fassung ist das Stück heute weltbekannt – und hat es sogar in die Ball-Szene des Batman-Films „The Dark Knight Rises“ (2012) geschafft.

Wenn das Quatuor Van Kuijk im Advent das Haus der Musik Innsbruck beehrt, erklingen aber nicht nur die genannten Stücke des aktuellen Albums. Ein Werk von Germaine Tailleferre gelangt ebenfalls zur Aufführung. 1892 in eine Welt von gestern geboren, avancierte Tailleferre zu einer der wenigen Profi-Komponistinnen ihrer Zeit. Der Weg zur hauptberuflichen Tonsetzerin war steinig: Gegen den Widerstand ihres Vaters studierte Tailleferre heimlich am Pariser Conservatoire; der Vater billigte die Ausbildung erst, als der Name der Tochter erstmals in der Zeitung auftauchte. Einen bedeutenden Popularitätsschub verschaffte ihr schließlich die Gründung der „Groupe des Six“. Im Team von Georges Auric, Louis Durey, Arthur Honegger, Darius Milhaud und Poulenc war Tailleferre die einzige Frau.

QUATUOR VAN KUIJK



QUATUOR VAN KUIJK



„Dame des Six“

Die Presse feierte die „Dame des Six“ nicht nur für ihr Gender, sondern auch ihre Kunst. Tailleferres Musik galt als frisch, unverbraucht und espritgeladen. Diese Attribute treffen bis heute auf ihr Streichquartett zu: Der knappe Viersätzer, nur rund zehn Minuten lang, beginnt in einer schwülen Atmosphäre mit einer reizvoll verwischten Tonalität. Vor dem vitalen Sprint auf der Zielgeraden begeistert vor allem der zweite Satz mit seinen flötenden, flirrenden Streicherlinien.

Das Innsbrucker Gastspiel des Quatuor Van Kuijk beschert aber nicht nur Delikatessen aus Frankreich, sondern umfasst auch zwei Spätwerke aus deutschsprachigen Ländern. Damit ist zum einen das letzte große Stück von Felix Mendelssohn Bartholdy gemeint, sein düsteres Streichquartett op. 80 in f-Moll: Der Komponist hatte die vier Sätze in nur wenigen Monaten geschrieben, nachdem ihn die Hiobsbotschaft vom Tod seiner geliebten Schwester, der Musikerin (und ebenfalls talentierten Komponistin) Fanny Hensel, ereilt hatte. Es war ein Schock, von dem sich Mendelssohn nicht mehr erholen sollte: Nur Monate später verstarb er, ein Mann von zarter Gesundheit, mit 38 Jahren selbst.

Entspannte Meisterschaft

Auf deutlich mehr Lebensjahre hat es Joseph Haydn gebracht. Der internationale Star-Komponist war 77, als

er in Wien seine letzte Reise antrat. Ein Jahrzehnt davor hatte er mit dem Streichquartett op. 77/1 sein vorletztes abgeschlossenes Werk in dem Genre geschrieben. Der Anlass dafür: Fürst Lobkowitz hatte sowohl Haydn als auch einem aufstrebenden Feuerkopf namens Ludwig van Beethoven entsprechende Kompositionsaufträge erteilt. Während sich Lobkowitz wohl von beiden Musikern eine Werkserie mit jeweils sechs Quartetten erwartet hatte (und von Beethoven auch einen solchen „Sechserpack“ geliefert bekam), schrieb Haydn nur zwei. Warum? Die Fachwelt rätselt bis heute. Vielleicht aus Erschöpfung nach der Arbeit an der „Schöpfung“, vielleicht aber auch nur wegen akuter Überarbeitung.

Das erwähnte G-Dur-Quartett lässt jedenfalls keinen Schwund an Kreativkräften erkennen: Das Werk spielt den Witz und die entspannte Meisterschaft des betagten Genies Haydn voll aus. Und: Es reagiert womöglich auch auf die Entwicklungen der Zeit. So manche Fachleute wollen in dem Stück Reflexe auf die stilistischen Neuerungen des jungen Beethoven hören. Ein Werk des Abschieds – und vielleicht auch des Ausblicks.

DI 09.12.2025 · 19.30 Uhr

QUATUOR VAN KUIJK

NICOLAS VAN KUIJK

Violine

SYLVAIN FAVRE-BULLE

Violine

EMMANUEL FRANÇOIS

Viola

ANTHONY KONDO

Violoncello

JOSEPH HAYDN

Streichquartett G-Dur op. 77

Nr. 1 Hob. III:81

FRANCIS POULENC

Mélodies

MAURICE RAVEL

Pavane pour une infante défunte M. 19

GABRIEL FAURÉ

Mélodies

GERMAINE TAILLEFERRE

Streichquartett (1919)

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY

Streichquartett f-Moll op. 80

Haus der Musik Innsbruck, Großer Saal



Lob aus New York

„Es kann während dieser Vermessung von Mendelssohns Streichquartetten schwierig zu erkennen sein, welches Instrument gerade spielt, so einheitlich sind die Musiker des Quatuor Van Kuijk in ihrer Interpretation und Vortragsweise“, urteilte die renommierte „New York Times“ und traf damit den Nagel auf den Kopf: Die klangliche Kompaktheit des Quartetts rund um Primgeiger Nicolas van Kuijk sucht ihresgleichen.

Brillante Facetten

Das Pariser Ensemble, das mit dem vorliegenden Album den zweiten und abschließenden Teil seines Mendelssohn-Zyklus vorlegt, bricht aber nicht nur in dieser Hinsicht eine Lanze für die bis heute gern unterschätzte Musik des romantischen Komponisten. Mit federleichtem Strich und einer quecksilbrigen Dynamik wird der emotionale Facettenreichtum dieses Kleinods zum Leuchten gebracht: In nur wenigen Takten können einem nachdenkliche, schalkhafte, tänzerische, elfenzarte oder spukhafte Töne begegnen. Während die Streichquartette Nummer zwei und drei aus Mendelssohns Opus 44 einen freundlichen Grundton vermitteln, verstört die Musik des späten f-Moll-Quartetts mit einer nahezu Beethoven'schen Schroffheit und Intensität. Kein Wunder, schrieb sich der Komponist hier doch die Trauer über den plötzlichen Tod seiner Schwester Fanny Hensel von der Seele – und schuf damit ein beklemmendes tönendes Denkmal.

Quatuor Van Kuijk:

Mendelssohn –

Complete String Quartets, Vol. 2

© Alpha Classics, 2023

EIN FEST DER MELODIEN

Das renommierte Gürzenich-Orchester Köln stattet Innsbruck Mitte Dezember einen Besuch ab – und verbreitet mit beliebten Ballett- und Opernmelodien aus der Feder von Tschaikowski und Humperdinck Weihnachtsstimmung.



ANDREAS BRANTELID

DI 16.12.2025 · 19.30 Uhr

GÜRZENICH ORCHESTER KÖLN

ANDRÉS OROZCO- ESTRADA

Dirigent

ANDREAS BRANTELID

Violoncello

ENGELBERT HUMPERDINCK

Ouvertüre zur Märchenoper
„Hänsel und Gretel“ (1893)

PETER ILJITSCH TSCHAIKOWSKY

Variationen über ein Rokoko-Thema
A-Dur op. 33 für Violoncello und
Orchester

„Der Nussknacker“, Märchen-Ballett
op. 71 (Auszüge)

Congress Innsbruck, Saal Tirol

Ein Adventklassiker

Es wird wohl für immer ein Rätsel bleiben: Warum taucht die Oper „Hänsel und Gretel“ alljährlich ausgerechnet im Advent auf der Bühne auf? Weder spielt das Märchen im bitterkalten Winter, noch mischen im Handlungsverlauf Weihnachtsmann oder Christkind mit. Aber sei's drum. Wer zu schätzen weiß, wie meisterlich Engelbert Humperdinck in seinem Bühnenhit aus dem Jahr 1893 schlicht-schöne, kinder-taugliche Melodien mit Klangeffekten des Opernsymphonikers Richard Wagner verbunden hat, ist in jedem Fall für eine Aufführung dankbar – ob zur Sommer- oder Winterzeit.

In Innsbruck lässt das Gürzenich-Orchester Köln im Dezember einige Ohrwürmer aus dem Geniestreich anklängen: Das Ensemble eröffnet sein Gastspiel mit Humperdincks Opernouvertüre, die mit der himmlischen Melodie des Abendsegens beginnt. Es ist nicht das einzige Stück, das an diesem Abend der Adventzeit Tribut zollt: Das Gürzenich-Orchester, das in

seiner Heimatstadt auch als Opernensemble fungiert, lässt unter dem Taktstock von Andrés Orozco-Estrada auch Auszüge aus Tschaikowskis „Der Nussknacker“ hören – ein Werk, das ebenfalls gern in der Adventzeit kredenzt wird, und das mit gutem Grund: Das Ballett spielt immerhin in der Weihnachtsnacht, am Spannungshöhepunkt kämpft das Heer des bösen Mäusekönigs gegen die Spielzeugsoldaten des guten Nussknackers. Letzterer gewinnt die Schlacht bekanntlich nur dank einer kindlichen Intervention: Es ist ein Pantoffelwurf des Mädchens Klara, der dem Protagonisten zum Sieg verhilft und der Geschichte zu einem festlichen Happyend.

Wie üppig Tschaikowski dieses Märchen mit Ohrwürmern ausgestattet hat, muss wohl nicht näher beschrieben werden: Der „Tanz der Rohrflöten“, „Schneeflocken-Walzer“ oder auch der „Tanz der Zuckerfee“ zählen zu den Welthits der klassischen Musik und sind auch Menschen bekannt, die noch nie einen Fuß in ein Opernhaus gesetzt haben.

Verneigung vor Mozart

Kein typisch weihnachtlicher Ohrenschaus, aber ein Geschenk für alle Fans eingängiger Cello-Kantilenen sind Tschaikowskis „Variationen über ein Rokoko-Thema“. Der Russe hatte den kurzweiligen Melodienreigen Ende 1876 für Violoncello und ein kleines Orchester verfasst. Hörbar als Mozart-Hommage angelegt, stammt das anfängliche Thema doch ganz unverkennbar aus der Feder des vollbärtigen Romantikers und steigert sich im Verlauf von rund 20 Minuten zu Momenten von hinreißender, schwärmerischer Schönheit. Auch dies: ein Fest der Melodien.



ANDRÉS
OROZCO-ESTRADA

MÄRCHENKLÄNGE IM KONZERTSAAL

„Der Mensch braucht Geschichten, wie er sein tägliches Brot braucht“, soll Otfried Preußler, Erfinder des Räuber Hotzenplotz, gesagt haben. Dieser Satz besitzt nicht nur für die Literatur, das Schauspiel und die Oper Bedeutung, sondern auch für den klassischen Konzertsaal. Zwar dominiert dort die sogenannte „absolute Musik“ – also jene Tonkunst, die keine handfeste Handlung transportiert. So manches Werk trägt im Schlepptau seiner Musik aber dann doch eine Erzählung in den Raum und fesselt damit. Trotz oder gerade wegen der fehlenden Bilder: Mit unwiderstehlicher Macht können Opernouvertüre, Ballettsuite oder symphonische Dichtung Geschichten vor dem geistigen Auge entstehen lassen. Kopfkino, wie man heute sagt.



In Innsbruck ertönen in nächster Zeit ein paar dieser Werke und tragen Märchenstimmung und Traummagie in die Publikumsreihen. Ein Musterbeispiel? Der Auszug aus Tschaikowskis zauberhaftem „Nussknacker“, den das Gürzenich-Orchester Köln während seines Adventkonzerts anstimmt. Die Ouvertüre zu Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel“ dürfte am gleichen Abend bei so manchem Gast wohlige Erinnerungen wecken: Kaum eine Musik vermittelt das Gefühl von kindlicher Geborgenheit so sehr wie der „Abendsegen“, mit dem sich das verlorene Geschwisterpaar im dunklen Wald himmlischen Beistand herbeibetet.

Ganz andere Bilder beschwört die exzentrische „Symphonie fantastique“ von Hector Berlioz herauf – ein Paradebeispiel für die

sogenannte Programmmusik, die mit rein instrumentalen Mitteln eine Erzählung schildert. Kleines Gedankenspiel am Rande: Fände heute noch eine Geschichte über einen verliebten Künstler Zustimmung, der seine Angebetete erst wie besessen herbeisehnt, sie dann im Drogenrausch vermeintlich tötet und letztendlich als Hexe im Jenseits zu erkennen glaubt? Wohl kaum. Dennoch: Wie bizarr und grell Berlioz die Hirngespinnste seines Protagonisten in Klänge übersetzt hat, macht die „Symphonie fantastique“ zum genialen Pendant der Schauermärchen eines E. T. A. Hoffmann und zum Meisterwerk für die Ewigkeit.

Ähnlich bildermächtig, doch sanft im Ton ist ein Instrumentalstück aus der Feder von Maurice Ravel. Ein Programm besitzt es

nicht, dafür aber einen aussagekräftigen Titel: „Pavane pour une infante défunte“. Die noble Melodie, der gemessene Rhythmus, die melancholische Stimmung lassen dann auch prompt an Märchenbilder von einem Königshof denken, der den Tod einer spanischen Infantin betrauert. Eine Deutung, gegen die Ravel allerdings Einspruch erhoben hat. Seine Pavane habe gar nichts mit Königstöchtern zu tun, beteuerte er – ihm habe einfach nur der Klang dieses Titels gefallen. Doch ob er es will oder nicht: Bis heute gemahnt seine Musik an Bilder, wie sie Barockmeister Diego Velázquez gemalt hat. Man hört immer wieder vom Kunstwerk, das „klüger ist als sein*er Schöpfer*in“. So manches Werk ist offenbar auch mitteilbarer, als während seiner Entstehung erwünscht.

FINE.